Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die Kämpfe in Wolhynien.

Schilderung der deutschen Frühsommer-Offensive.

Von Rolf Brandt.

Makowicze, 19. Juni.

Im breiten Keil, dessen Spitze gegen Wladimir-Wolynsk zeigt, sind die Russen über Luck hinaus in die Wolhynische Front eingebrochen; der eine Schenkel des Dreiecks ging von Kolki (am Styr) aus, das trotz mehrfacher schwerer Angriffe der Russen in den Händen der Oesterreicher blieb, der andere Schenkel führte südlich Dubno vorbei.

In großen Massen flutete die russische Infanterie zunächst ungestüm vorwärts, Reiterei war angesetzt. Die ersten deutschen Truppen werden in den Kampf geworfen. Zögernd beginnen die russischen Spitzen weiterzutasten, finden bald Halt an heranrollenden stärkeren deutschen Kräften, suchen schon nicht mehr die Offensive auszubauen, sondern nur noch den Erfolg zu halten. Stärker setzt der deutsche Gegendruck ein, die Rollen tauschen sich, die Russen sind die Angegriffenen, die in schweren Kämpfen zurückgeworfen werden und sich nur noch in verzweifelten Gegenstößen Luft zu machen suchen. Die deutsche Infanterie marschiert, auf den unsagbar schlechten Wegen gegen die Kolonnen und Trains, wie Teile einer Maschine, die begonnen hat, zu arbeiten, weiter. Die deutsche Offensive setzt ein.

*

Als ich den Bahnhof von Kowel im Februar zum letzten Male sah, war eben der Schnellzug nach Brest-Litowsk zum ersten Male gefahren. Jetzt fährt kein Schnellzug, denn Kowel ist wieder vom Militär mit Beschlag belegt. Nachdem Luck aufgegeben, spielt es als Bahnknotenpunkt naturgemäß eine bedeutende Rolle.

Jeder Fleck in Kowel ist belegt, so schlafe ich im 2. Klasse-Wagen, der auf ein Seitengeleise gezogen ist.

Aus dem Fenster eines vorbeifahrenden Zuges sehen deutsche Truppen. Wohin? Woher? Aus dem Krieg, in den Krieg. Es ist müßig, zu fragen, müßig, zu antworten. Sie tun ihre Pflicht an jeder Stelle. Ich habe sie nicht singen hören, wie wohl sonst oft; die Kämpfe im Sumpfgebiet, die warten, sind kein Kinderspiel, aber ich habe diese hagen, entschlossenen, niederdeutschen Gesichter mit in den unruhigen Schlaf inmitten der fahrenden Züge genommen. Es gibt einen alten Kindervers, den die langsam fahrenden Züge sprechen sollen: Wir schaffen's noch! Wir schaffen's noch! Wir schaffen's noch . . . Alle diese wortkargen Lippen sprechen es nach: Wir schaffen's noch, wir schaffen's noch. . .

In dem großen Kasino in Kowel mischten sich bald die deutschen Uniformen mit den österreichischen. Die deutsche Feldbuchhandlung, die vor kurzem noch abbauen wollte, hat genug zu tun. Stärker pulst jetzt das militärische Leben in der langgedehnten Hauptstraße, und die Händler und Juden haben gute Zeiten. Es klappt alles. Aber am Bahnhof habe ich eine Sanitätskompagnie gesehen, die nun bald drei Stunden darauf wartete, einen Becher heißen Tee zu bekommen. Geduldig. Es ist ja selbstverständlich. Ich dachte an manche ungeduldige Warter zu Hause, deren Warten ja wohl auch keineswegs immer leicht und erfreulich ist. Aber . . .

*

Der Weg von Kowel zur kämpfenden Truppe war vor ein paar Tagen ein Sumpf, der mit ein paar behelfsmäßigen Mitteln zu dem Schein einer Straße ausgebaut war. Starker Wind vorgestern, Sonne, die scharf brannte, ließen ganze Strecken des Weges wieder so schnell austrocknen, daß die Räder den tiefen Sand schwer machten. Die Verbindung von Sanddüne und Sumpfland ist ja für dieses Sumpfgebiet im Styr-Bogen bezeichnend.

Langsam gehen die Panjepferde. Der österreichische Kutscher, Italiener aus dem unerlösten Gebiet, treibt sie schläfrig an: „Avanti! Oh la la! Avanti!" Den größeren Teil des Weges geht man neben dem Wagen her. Kolonnen und immer wieder Kolonnen ziehen den Weg. Wieder ist das schwer atmende Keuchen des Krieges auf den Straßen, wieder kämpfen die langsam und schwer stapfenden Pferdebeine den Krieg der Menschen mit.

Sommerwolken, wunderschöne weiße Riesenvögel, überflattern langsam das Land. Der wilde Mohn, der so viel Zeit gehabt hat, sich zu säen, weil die Menschen das Korn nicht säten, prunkt in ganzen Felderbreiten rot auf, gelber Heberich leuchtet sanft dazwischen. Es ist, als ob das Land sich freute, aus der strengen Hand des Bauern entronnen zu sein, als ob es sich auf eine bunte Jugendzeit besänne und mutwillig wäre, nicht arbeiten zu brauchen.

Gegen Makowicze zu wird die Straße besser. Wir traben leicht an. „O la, la! Avanti! Avanti!" Rauchsäulen heben sich aus dem graublauen Horizont. Der Wind steht gegen die Front, trotzdem schlägt ab und zu der Schall einzelner Schüsse herüber.

In einer Scheune liegen wir, müde Schläfer. Der Nachtwind tastet durch die Bretterritzen und über die Gesichter der Schlafenden. Das Stroh knistert. Die Mäuse scheinen das Brot im Kofferl zu ahnen. Sie sind die lautesten Gäste der Scheune. Zuweilen ein Schuß, tiefe Atemzüge. Zuweilen ein Schuß.

*

Am Morgen stehe ich auf dem Hügel, der das Schlachtfeld beherrscht. Er ist vorgestern genommen worden. In den alten Stellungen hat sich die Artilleriebeobachtung eingenistet. Man sieht weit in's Land. Drei Kilometer vorwärts der Straße liegt Tweredyn. Das grüne Dach der Kirche glänzt herauf.

Um 8 Uhr beginnt die Artillerie. Einzelschuß. Das Feuer wird stärker. Salven rollen. Spärlich antworten die Russen. Das Feuer schwillt zum einzigen großen Hammerschlag. Die Schlacht hat begonnen.

Makowicze, den 20. Juni.

Um 9 Uhr morgens ist die Artillerievorbereitung zum Trommelfeuer gewachsen. Feldhaubitzen, Kanonen, die schwere Artillerie, es geht, was die Röhren hergeben. Der Einzelschuß ist nicht mehr zu unterscheiden. Ich stehe auf der Höhe 232, links der Landstraße, die von Turnjsk (an der Bahn Kowel—Wladimir-Wolynsk) nach Kiselin führt und von dort als Landweg auf die große Straße nach Luzk weitergeht. Zu Füßen der Höhe liegt das große Dorf Tweredyn, im sumpfigen Tal, das man weit übersieht, etwa drei Kilometer geradeaus nach Südosten liegt Höhe 229, die weithin beherrscht; die russische Hauptstellung in diesem Abschnitt, die Stellung, um die seit gestern gerungen wird.

Die Entwicklung, die zu diesem ersten schweren Kampf an diesem Frontteil führte, hat sich mit großer Schnelligkeit in den letzten Tagen vollzogen. Nach dem Zurückdrücken der österreichisch-ungarischen Truppen galt es zunächst, den russischen Truppen die mit zunehmendem Sieg auch an Selbstbewußtsein zunehmen, einen Riegel vorzuschieben. Die deutschen Kräfte wurden deshalb in dünnen Linien vorwärtsgeworfen und die fechtend zurückgehenden ungarischen Nachhuten von den deutschen aufgenommen. Die Operation des Durchschiebens und die anschließenden Marschoperationen wurden von den österreichisch-ungarischen Verbänden in großer Ordnung und Schnelligkeit durchgeführt. Die Linie Makowicze—Lezachow wurde so in kurzer Zeit mit den ersten Gefechtsstaffeln erreicht. Das auf den Abschnitt folgende Waldgelände konnte ohne wesentliche Kämpfe schnell durchstoßen werden, da die Russen nur Kavalleriemassen in westlicher Richtung vorgeworfen hatten. Ihre Hauptkräfte waren nach Nordnordwest angesetzt, um den Styrabschnitt, den sie frontal bei Kolki vergeblich einzudrücken suchten, von Süden zu umfassen. So kam es, daß unsere Vorhuten zunächst nur auf Kosakenpatrouillen und dann auf Kavallerieabteilungen stießen. Die Russen waren überrascht genug, als sie plötzlich auf Pickelhauben trafen. Diese in einer gewissen Unentschlossenheit sich äußernde Ueberraschung mußte ausgenutzt werden. In Gewaltmärschen wurde unsere Infanterie herangezogen und mit größter Entschiedenheit nach vorwärts gedrückt. Die erste russische Infanterie, mit der man zusammentraf, war eine Radfahrabteilung, die aufgerieben wurde. Die Vorhuten erbeuteten dabei 100 Fahrräder, die die Russen auf den von dem plötzlich einsetzenden Regen unsagbar gemachten Wegen nicht zurückbringen konnten. Zwölf Mann wurden gefangen genommen. Sie waren ausgezeichnet mit neuen Sachen eingekleidet; bezeichnend ist, daß die amerikanischen Lieferanten scheinbar den russischen Mützenschnitt nicht recht getroffen hatten und eine merkwürdige, gar nicht „echt russische" Kopfbekleidung geliefert hatten.

Bald kam man auf die russischen Vorstellungen, die in heftigen Gefechten genommen wurden. Russische Gegenstöße wurden täglich abgewiesen. Auch Höhe 232 hatten die Russen zu verteidigen gesucht, ihre Hauptanstrengung aber auf die starke Höhenstellung zwischen Tweredyn und Kiselin gewandt. Am 17. hatten sich die glänzend dort fechtenden Regimenter in zweimaligen Vorstößen näher gearbeitet. Heute, am 18., sollte der Hauptstoß sein.

„Rollfalve, Batterie feuert!" Der Hauptmann der Kanonenbatterie steht am Scherenfernrohr. „Schuß!" hört man nebenan bei der Feldartillerie. Die gelben Aufschläge spritzen drüben auf den Hügeln in ununterbrochener Folge hoch, als ob hunderte von Riesenmaulwürfen dort in der Erde arbeiteten. Man kann auf Kilometer jede Geländefalte, jeden Busch erkennen. Eine fast stechende Sonne liegt auf dem Gelände. Schräg, südwestlich vorwärts sieht man die Gebäude des Vorwerks Leonowka. Davon, hell sich abhebend, die russischen Stellungen, die das kleine Gut zu einem besonders starken Stützpunkt machen, einen Kilometer weiter nach Südosten ragt die baumlose flache Kuppe der Höhe 229, das weiße Band der russischen Hauptstellung zieht sich oben auf dem Hügelkamm, auf halber Höhe ist eine russische Vorstellung deutlich zu erkennen.

Noch 9 Uhr setzt der Artillerielärm zu gewöhnlicher Stärke ab. Aus den Stellungen dicht hinter Tweredyn springt die Infanterie zum Sturmlauf vor. Sie kann frontal weder Vorwerk noch Höhe fassen, sondern muß sich auf schmalem Weg über den breiten Sumpf hinter dem Dorf vorwärts schieben und sich dann schon auf steigendem Gelände nach Norden und Süden ausbreiten.

Deutlich erkennt man, wie die Linie sich auseinander zieht, sieht manchen der Springenden taumeln, fallen. Alles Leben wohnt im Auge. Die dunklen Rauchpinien brennender Gehöfte wachsen überall am Horizont hoch. Vorn flammt Tweredyn auf, in das russische schwere Artillerie hineinlangt, wie sie vorhin die Höhe 232 beschoß. Vorwerk Leonowka fängt Feuer. Kiselin brennt. Immer noch springt die dünne, schwarze Linie.

Regelmäßig hämmert die Artillerie.

Weiße Leuchtkugeln steigen von der Infanterie hoch. Die Sturmkolonnen liegen jetzt, die Spaten arbeiten. Die Artillerie ändert die Entfernungen. Wieder setzt das Hämmern ein. Auf dem Hügelabhang springen sie weiter. So deutlich, deutlich sieht man jeden Mann. Die Sonne sticht über die Ebene. Die russischen Maschinengewehre rauschen auf. Rasend schwillt das Gewehrfeuer an. „Rollfalve!" sagt der Feldartilleriehauptmann. Schuß um Schuß feuern die Schweren. Jetzt biegt die schwarze Linie um die Häuser des Vorwerks. „Feuer weiter legen!" sagt der Artilleriehauptmann. „Leonowka ist genommen," gibt der Mann am Telephon weiter.

Regelmäßig hämmert die Artillerie.

Die Linien schieben sich auf den grünen Feldern dort an den Höhen weiter, jetzt geht's um 229. Die russischen Maschinengewehre arbeiten unausgesetzt. Trotzdem die grauschwarze Welle kommt weiter. Nein. Ein Hornsignal klingt von links herüber. Ganz deutlich. Ist man dort nicht genug vor? Nur die Augen wissen. Man sieht: Unten arbeitet wieder der Spaten.

Wie eine rote Blutlache zieht sich ein breites Mohnfeld vor der Schwarmlinie.

Regelmäßig hämmert die Artillerie.

Plötzlich kommt wieder Bewegung in die Linie. Schwarze Striche fliegen über das rote Feld, fliegen schnell über die Blutlache an dem Hügelrand und verschwinden in dem weißen Streifen. „Die Vorstellung auf 229 ist genommen!" gibt der Mann am Telephon weiter.

Wieder springt die Linie. Es mögen jetzt noch zweihundert Meter von der Kuppe sein. Da lösen sich dichte Gruppen von dem Kamm. Was ist dort? Was geschieht da? Laufen die Russen über? Das Gewehrfeuer wird rasend. Die schwarzen Gruppen werden dichter.

Der Kommandierende, der, das Glas vor den Augen, die Schlacht seit einiger Zeit beobachtet, wendet sich zurück: „Sollte das Gegenstoß . . ."

Man schwankt im Beurteilen. Dann löst sich das Bild des Gegenstoßes deutlich ab. Auf die ermüdeten Mannschaften gehen zwei frische russische Kompagnien. Der Angriff steht. Steht eine halbe Stunde, eine Stunde, ich weiß es nicht. Ich sehe nur die weißen russischen Schrapnellwolken über unserer jetzt sich eingrabenden Sturmlinie.

„Reserven . . . .: gibt der Mann am Telephon einen Befehl weiter. Eine dunkle, geschlossene Linie zieht sich aus dem Wald, löst sich auf. Da! Die Sturmlinie springt empor. Vor ihr flüchten die beiden russischen Kompagnien, die sich auf halber Höhe ihr gegenüber eingegraben hatten. Wieder schwillt das Infanteriefeuer an. Wie eine ungeheure Sense mäht es in den zurücklaufenden Russen. Die Schlacht frißt, ihre riesigen Kiefern mahlen. In Schwärmen stößt die deutsche Infanterie weiter. Am Rand! Hinüber! Die Gestalten verschwinden! „Feuer verlegen! Höhe 229 ist soeben genommen!" gibt der Mann am Telephon weiter.

Regelmäßig hämmert die Artillerie.

Der Gemüsebau im Kriege.

Aus Berlin wird geschrieben: Den Kriegsgemüsebau betrifft ein Erlaß des Ministers Dr. von Breitenbach, der nachdrücklichst auf die Neubesetzung abgeernteter Flächen mit geeigneten Feld- und Gartenfrüchten hinweist. Dieser zur Bekämpfung des feindlichen Aushungerungsplanes unbedingt erforderlichen Ausnutzung des Bodens müsse eine genaue Ueberlegung der zu wählenden Fruchtfolge bei der Besamung, und eine planmäßige Heranzucht der zu wählenden Pflanzen vorangehen.

„Im vergangenen Jahre," so heißt es in dem Erlasse, „ist diese Mahnung nicht in allen Fällen befolgt worden. Es wurden insbesondere viele mit Frühkartoffeln besetzte Flächen im Herbst nicht weiter ausgenutzt, obwohl sie vielfach ganz gut mit Grünkohl und dergl. bepflanzt oder mit Stoppelrüben (weißen Rüben), Spinat u. s. w. hätten besät werden können. Der Grund liegt wahrscheinlich in der außerordentlich ungünstigen Witterung des vergangenen Jahres, die bei dem vielfachen Fehlschlag der ersten Besetzung, namentlich bei den Frühkartoffeln, der Lust an nochmaliger Bearbeitung und Besetzung abträglich war.

In diesem Jahre hat sich die Witterung bisher sehr günstig entwickelt. Andererseits läßt der große Gemüsemangel der ersten Monate dieses Jahres geboten erscheinen, alle Kräfte anzuspannen, daß demnächst Wintergemüse reichlicher zur Verfügung steht. Hierfür müssen jetzt schon die Vorbereitungen getroffen werden."

Im weiteren gibt der Minister Anregungen für die Aussaat von Grünkohl, Rüben u. a. m. und spricht den Wunsch aus, daß beim Kriegsgemüsebau nicht nur an den eigenen Bedarf gedacht, sondern auch eine möglichst große Menge von Erzeugnissen zu mäßigen Preisen auf den Markt gebracht werde.

Wo die Frau im Schaukelstuhl sitzt,
Der Mann bei der Arbeit doppelt schwitzt.

Großadmiral von Köster spricht.

Die Aufgaben der deutschen Marine im jetzigen Krieg.

Wir entnehmen der „Frankfurter Zeitung":

Der Deutsche Flottenverein trat am 18. Juni in Berlin zu seiner 15. ordentlichen Hauptversammlung zusammen. Es handelte sich bei dieser ersten Tagung während der Kriegszeit um eine rein geschäftsmäßige Sitzung. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand ein Vortrag des Großadmirals v. Köster, des Vorsitzenden des Deutschen Flottenvereins. Der Redner gedachte zunächst des Ausscheidens des Großadmirals v. Tirpitz aus dem Reichsmarineamt, der als Organisator der deutschen Flotte in der Weltgeschichte weiterleben werde und den der Flottenverein in Anerkennung seiner hohen Verdienste zum Ehrenmitglied ernannt hat. Weiter gedachte Herr von Köster der im Kampfe für das Vaterland gefallenen Seehelden, in erster Reihe des Grafen Spee und seiner Offiziere und Mannschaften vom deutschen Kreuzergeschwader, des Kapitänleutnants Weddingen und der wackeren Unterseebootleute, unter ihnen auch der durch die „Baralong"-Mörder grausam Hingemeuchelten, die alle mit kühner Tat und heroischem Sinn dem Feinde Verluste beigebracht haben. Auch den verstorbenen Flottenchef, Admiral v. Pohl, erwähnte der Redner. Admiral v. Pohls brennender Wunsch, sich mit dem Feinde in der Seeschlacht zu messen, sei nicht in Erfüllung gegangen, aber was ihm zu erreichen nicht mehr beschieden war, habe in glänzender ehrenvoller Tat sein Nachfolger, Admiral Scheer, zur Ausführung gebracht.

Großadmiral v. Köster berichtete ferner über verschiedene interne Tagungen des Flottenvereins, die zu der Erkenntnis geführt hätten, daß die einzig zweckmäßige Verteidigung der eigenen Küsten und des Handels in einer Offensive bestehe, durch die die deutsche Seegeltung sichergestellt wäre und zu deren Durchführung eine starke Flotte erforderlich sei. Sodann ging der Redner auf die

Aufgaben der deutschen Marine im gegenwärtigen Krieg

ein. Die jetzt unserer Marine zugefallenen Aufgaben, so führte er aus, lassen sich in vier Gruppen einteilen:

1. Das eigene Land vor einem Einfall zu schützen;
2. die Hochseehandelsstraße offen zu halten zum Schutze des eigenen Handels;
3. Störung des feindlichen Handels;
4. den Feind, der sich die Vernichtung und Aushungerung unseres Volkes zum Ziele gesetzt hat, unter Einsetzung der uns zur Verfügung stehenden Kraftmittel nach Möglichkeit zu schädigen.

Die erste Aufgabe hat Deutschlands Flotte in vollstem Maße erfüllt. Sie hat uns vor feindlichen Landungen an unserer Küste bewahrt, denn nicht ein einziger Feind hat bis jetzt seinen Fuß von einem Schiff auf deutschen Boden setzen können. Nicht ein einziges Geschütz hat in unseren Küstenforts lösen werden können, obgleich unsere braven Küstenartilleristen darauf brennen zu zeigen, was sie können. Die Marine konnte sogar den Küstenschutz des von ihr mitteroberten flandrischen Gebietes übernehmen. Auch ist es sicherlich nicht zweifelhaft, daß das Verhalten der nordischen neutralen Mächte durch das Vorhandensein dieser unserer Flotte wesentlich beeinflußt worden ist. Wenn im Mittelmeer die Landung starker Truppenteile auf Gallipoli durch die Hilfe der feindlichen Flotte ermöglicht wurde, so erwies sich diese doch als nicht stark genug, um ihre Landungstruppen zu schützen, so daß diese unter schweren Verlusten der Flotte zurückgezogen werden mußten — ein Erfolg der Türken unter der kaum zu entbehrenden Mitwirkung deutscher Kräfte. Allerdings standen den Verbandsmächten für diese Unternehmung vorwiegend nur ältere Schiffe zur Verfügung, die neueren, gegen Angriffe unter See sehr viel widerstandsfähigeren hat England zur Sicherheit der eigenen Küste nicht aus den Heimatsgewässern zurückziehen können.

Die Hoffnung, die wir See-Offiziere für unsere, von tatkräftigem, kriegerischem Geist beseelte Flotte hegten, daß sie sich schon mit Ausbruch des Krieges mit der stärksten Seemacht der Welt würde messen können, hat leider nicht in die Tat umgesetzt werden können, da die Masse der großen englischen Flotte, die Herr Balfour, der Nachfolger des Herrn Churchill, als eine internationale Sicherheit bezeichnet, von der die Freiheit der ganzen Welt abhinge, sich wohl gehütet hat, die Linie Skagen-Edinbourgh wenigstens auf längere Zeit zu überschreiten. Die durch die Engländer geschaffene Kriegslage machte uns ein scharfes Vorgehen zur Unmöglichkeit. Wenn auch Teile unserer Flotte zu verschiedenen Malen unter den schwierigsten Verhältnissen gegen die englische Küste vorgegangen waren und feindliche Küstenforts beschossen hatten, um die Briten aus den schützenden Häfen herauszuholen, so blieb dies ohne Erfolg. Und doch ist unsere Flotte eine viel zu wertvolle Waffe, als daß man sie dem an Stärke mindestens doppelt überlegenen Feinde gegenüber an einer dem Gegner genehmen Stelle hätte einsetzen und damit vielleicht hätte opfern können. Das wäre ein Wahnsinn gewesen, den man uns nicht zumuten konnte. Wie unsagbar schwer unsere Flotte unter diesen Verhältnissen gelitten hat, vermag nur derjenige zu beurteilen, der ihr näher steht, ihren Offensivgeist kennt, der sie seit jeher beherrscht hat; denn unbefriedigte Kampfeslust beinahe zwei Jahre in der Brust zu tragen, ist eine härtere Anforderung an die Disziplin und Kampfesfreudigkeit, als im Kampfgemenge das eigene Leben einsetzen zu können. Wohl erscheint daher die unser Vaterland durchwogende mächtige Begeisterung begreiflich, die das ganze Volk ergriffen hat, als wir vor 14 Tagen die Kunde von der

ersten großen Seeschlacht

des Weltkrieges am Skagerrak erhielten. Hier wurden der ersten Seemacht der Welt dank der Entschlossenheit der Führung, der glänzenden Tapferkeit der Besatzung und der Vorzüglichkeit des Schiffsmaterials so empfindliche Verluste zugefügt, daß es trotz der zahlenmäßigen Uebermacht doch eine empfindliche Schwächung des Feindes bedeutet. Hier hat sich gezeigt, was hervorragende taktische Durchbildung, einheitliches Handeln der Führer, ein harmonisches Zusammenarbeiten der einzelnen Verbände und eine tadellose Ausnutzung der artilleristischen und Torpedo-Waffe auch gegen einen erstklassigen Feind zu leisten vermögen. Anschließend gedachte der Redner der treuen Waffenbrüderschaft mit der tapferen österreichisch-ungarischen Marine, wandte sich dann zu dem zweiten Punkt, zu der Frage der Offenhaltung der Hochseehandelsstraße zum Schutze des eigenen Handels.

„Leider ist unseren Feinden," so führte er aus, „gestützt auf die so außerordentlich günstige Lage unserer Küste, die sich in der Nordsee auf das nasse Dreieck beschränkt, unsere Absperrung vom Handelsverkehr voll geglückt. Es fehlte uns an genügend stark ausgebauten Stützpunkten, an denen unsere Gegner so reich sind. Wir mußten irgend eines Bundesgenossen an den ausgedehnten Küsten der Ozeane entbehren. Hier Wandel zu schaffen, wird eine Aufgabe sein, der wir uns für die Zukunft nicht entziehen können, wenn anders wir eine Weltmacht bleiben wollen. Wir vermögen hierin das einzige Mittel zu erblicken, den Feind mit Erfolg zu bekämpfen und ihn, der von der Zufuhr wesentlich abhängiger ist als wir, wirtschaftlich zu schädigen. Bedingt unsere wirtschaftliche Stellung eine Weltmachtpolitik, worüber ich mir keinen Augenblick im Zweifel bin, so brauchen wir neben einer unerschütterlichen Weltmacht zu Lande eine starke Flotte auf und unter dem Wasser.

„Wenn das durch den engen Zusammenschluß mit Oesterreich-Ungarn und dem Balkan entstandene Interessen- und Wirtschaftsgebiet auch eine bedeutende Kraft darstellt, so werden wir doch der überseeischen Kolonial- und Wirtschaftspolitik nicht entbehren können, wenn anders wir uns die notwendige Selbständigkeit wahren wollen." — Im Zusammenhang mit diesen Ausführungen erwähnte der Redner die Heldentaten der „Göben" und „Breslau" und unserer Kreuzer „Karlsruhe", „Königsberg" und „Emden", sowie der „Ayesha", der „Möwe", des „Meteor" und des „Greif".

Bei der dritten Frage, Störung des feindlichen Handels, erörterte der Großadmiral in erster Linie das Wirken der Unterseeboote und erinnerte dabei an den englischen Admiral Sir Percy Scott, der in der „Times" eine Agitation für die Vergrößerung der englischen Unterseeboot-Flotte eingeleitet hat. Den Kernpunkt dieser Artikel bildete die Frage einer Blockade durch Herstellung einer Kriegszone für die Unterseeboote in einem künftigen Krieg. Scott ging davon aus, daß die Unterseeboote eine Umwälzung des Seekrieges bedeuten und bemerkte ausdrücklich, daß die Erklärung einer solchen Kriegszone in der Absicht, ein feindliches Land von seiner Nahrungsmittelzufuhr abzuschneiden, mit dem Grundsatz der modernen Kriegführung in Einklang stehe. Er sah eine völlige Veränderung der Methode eines Seekrieges voraus.

Als die deutschen Unterseeboote, so fuhr Großadmiral v. Köster fort, ihre Tätigkeit aufnahmen, verfolgte das englische Volk die Sache zunächst vom sportlichen Standpunkt aus. Man sah im Torpedieren eines Schiffes nicht viel mehr als eine beabsichtigte Einschüchterung des Gegners. Als aber der Mangel an Schiffsraum sich immer mehr geltend machte, als die Frachten des argentinischen Weizens von 18 auf 150 Mk. stiegen und selbst die für nordamerikanischen vervierfacht und die für die Walliser Kohle teilweise verachtfacht wurden, da sah man den strategischen und politischen Zweck dieser Waffe ein. Selbst Engländer behaupteten, daß sie in stetiger Zunahme eine Krankheit bedeute, die England zum Tode führen müsse.

Der Redner erwähnte dann die Maßnahmen, die während des Krieges von England getroffen worden sind, um das deutsche Volk auszuhungern. Diese Maßnahmen gipfelten in der Hauptsache darin, daß die Macht der Gewohnheit das frühere Piratenvolk veranlaßt hätte, aufs neue seine Raubnatur zu betätigen und jede Rücksicht auch gegen die Neutralen außer acht zu lassen, was aus der Beseitigung des Artikels 10 der Londoner Deklaration hervorgehe. Der Redner sagte dazu: Als die Verbandsmächte den von der Regierung der Ver. Staaten gemachten Vorschlag, alle Handelsdampfer zu entwaffnen, zurückgewiesen hatten, raubten sie tatsächlich unseren Unterseeboot-Kommandanten die Möglichkeit, die ihnen in ihrer ritterlichen Gesinnung sympathische Schonung der Mannschaften der zu torpedierenden Schiffe zur Durchführung zu bringen, da in der Feststellung der Bewaffnung das Gefahrmoment für das Unterseeboot liegt. Gerechterweise muß deshalb England und seinen Bundesgenossen die Schuld für das, was jetzt geschehen muß, das heißt die Gefährdung von Menschenleben, zugeschrieben werden.

Nachdem der Großadmiral eine Reihe zahlenmäßiger Angaben über die Handelsflotte unserer Gegner gemacht hatte, fuhr er fort: Sollen wir der Kette britischer Verletzungen machtlos gegenüberstehen? Sollen wir es zugeben, daß unser Volk unter englischer Brutalität leidet? Wir müssen die uns zur Verfügung stehenden Waffen ausnutzen.

Wenn unsere Feinde sich der Minen und Flugzeuge gegen uns zu Wasser und zu Lande als Kampfmittel bedienen, wenn im Osten die größten nur denkbaren Grausamkeiten begangen sind und wenn der Vorkämpfer für Humanität und Gerechtigkeit, Herr Wilson, die Durchführung des Krieges einzig und allein durch die Lieferung von Munition an unsere Feinde ermöglicht hat, warum sollen wir nicht diese neueste für uns erfolgreichste Waffe zur Anwendung bringen, die inbezug auf Menschlichkeit sicherlich nicht gegen die vorgenannten Maßnahmen zurücksteht. Zielbewußt und energisch müssen wir, wenn irgend möglich, vorgehen, auch wenn die Regierung der Ver. Staaten die heiligen und unbestreitbaren Gesetze des internationalen Rechtes und der allgemein anerkannten Gebote der Menschlichkeit für noch so gefährdet erachtet. Hier muß der Hebel also mit voller Kraft angesetzt werden, besonders da die Waffen in so einsichtsvoller, überlegter und entschlossener Weise von unseren unvergleichlichen Unterseeboot-Leuten, die Gott in seinen Schutz nehmen möge, geführt werden. Wenn eine Einschränkung im Gebrauch des Unterseebootes als notwendig erachtet wird, so liegen hierfür sicherlich schwerwiegende politische und vielleicht auch wirtschaftliche Gründe vor, die sich unserer Beurteilung entziehen. Wir fügen uns ihnen. Tun das aber in dem Bewußtsein, daß damit die Marine ein großes Opfer bringt, schweren Herzens, besonders wenn wir berücksichtigen, daß der Unterseebootkrieg bisher mit starker Zurückhaltung von unserer Seite geführt worden ist und daß unseres Wissens die Leistungsfähigkeit der Waffe nach Zahl und Beschaffenheit in dauerndem Erstarken begriffen ist. Wir wissen, daß wir

bei rücksichtslosem Gebrauch der Unterseeboot-Waffe

den Feind in verhältnismäßig kurzer Zeit ins Herz zu treffen in der Lage wären.

In dem vierten Punkt, der möglichsten Ausnutzung unserer Kampfmittel gegen den Feind, einer Aufgabe, die in Gemeinschaft mit dem Heere zu erledigen wäre, verwies der Großadmiral besonders auf die Luftschiffe, die sich als ein erfolgreiches Mittel zur Schädigung unserer Feinde erwiesen. Der Redner sagte: Wir wollen es unserem greisen Grafen Zeppelin wünschen, daß es ihm gelingen möchte, den bisherigen noch weitere Waffen anzureihen. Hier sehen wir, wie zähe Ausdauer und unermüdliche Tatkraft im Verein mit Kühnheit und Schneidigkeit der Führer und Besatzung zu gewaltigen, nie geahnten Erfolgen geführt haben. Wir gehen uns mit Zuversicht der Hoffnung hin, daß es den Feinden nicht gelingen wird, die geplante Angriffspolitik gegen unsere Luftschiffeinrichtungen zur Ausführung zu bringen. —

Zum Schluß gedachte der Großadmiral noch der Leistungen des flandrischen Marinekorps und erwähnte die Wohlfahrtseinrichtungen, die der Flottenverein während des Krieges geschaffen habe. Unter lebhaftem Beifall brachte er auf unser siegreiches Heer und unsere todesmutige Marine ein dreifaches Hurra aus.

Die englische Schiffsverlustregel.

Die Wissenschaft leitet aus der Fülle der Einzelerscheinungen das allgemeingültige Gesetz ab. Je größer jene, um so sicherer dieses. Von den englischen Schiffsverlusten werden nun beileibe nicht alle bekannt; denn die englische Regierung veröffentlicht nur die, die auch ohne sie ruchbar würden. Rund die Hälfte muß sie aber doch wohl bekannt geben. Und da man mit 61 Prozent sogar in einer englischen Limited die Mehrheit, also auch den leitenden Vorstand hat, kann man auf das bekanntgewordene englische Material gut begründete, wissenschaftliche Schlüsse aufbauen. Die Verluste der feindlichen Handelsflotten werden in übersichtlichen Gruppen von Zeit zu Zeit in der Kölnischen Zeitung bekannt gegeben. Die letzte Uebersicht (in No. 870) reicht bis zum 10. April. Die bisher erschienenen Listen umfassen 871 Nummern englischer, französischer, russischer und sonstiger feindlicher Handelsschiffe. Die Franzosen, Russen, Italiener, Japaner, Belgier u. s. w. dürfen nämlich ruhig vom englischen Standpunkt aus betrachtet werden. Denn einmal müssen alle diese Herrschaften nach der englischen Dudelsackpfeife tanzen. Dann, und das ist die Hauptsache, kommt jeder Schiffsverlust der verbündeten oder auch nur befreundeten, vielleicht auch nicht einmal befreundeten neutralen Völker in letzter Linie nur England zugute. Die Durchforschung der feindlichen Schiffsverluste in den Uebersichten der Kölnischen Zeitung und der Vergleich mit den bekanntgewordenen feindlichen Kriegsschiffverlusten und den neutralen Schiffsverlusten ergibt nun mit der Sicherheit der berühmten Kleinschen Wetterregel die folgende englische Schiffsverlustregel: „Ein Kriegsschiff geht immer nur auf eine Mine, ein Handelsschiff wird immer nur torpediert." Natürlich ist ein englisches Handelsschiff immer bewaffnet. Die englische Admiralität hat zwar für alle englischen, also auch für die französischen, russischen, italienischen, japanischen, belgischen und andern Handelsschiffe den unzweideutigen Befehl ausgegeben, Geschütze und militärisch ausgebildete Kanoniere zu führen. Aber einmal werden sowohl Geschütze wie Kanoniere sorgfältig versteckt, bis das harmlose U-Boot zur Untersuchung auf Treffweite herangekommen ist, dann aber ist der Befehl der englischen Admiralität nur durch einen bedauerlichen Irrtum, nicht etwa amtlich bekannt geworden; er muß also amtlich abgeleugnet werden, ist darum nicht vorhanden. Die Regel erleidet somit keine Einschränkung. Die Regel ließe sich nun an der langen und täglich länger werdenden Reihe der englischen Schiffsverluste glänzend beweisen; aber dazu müßten wir ein förmliches Buch schreiben, wozu wir einmal keine Lust haben, und das zum andern kein Mensch lesen würde. Da beschäftigen wir uns besser mit den Motiven der Schiffsverlustregel. Motive nennt man bekanntlich bei jedem Gesetz die Beweggründe, die den Gesetzgeber bei der Abfassung seiner Arbeit leiteten. Die Motive sind durchweg sehr ehrenwert, besonders bei den Engländern, die ja von Hause aus als Gesetzgeber ehrenwert, englisch: „honorable", sind. Und wie die Leute, so die Beweggründe. Also: Der Beweggrund, daß die Kriegsschiffe alle rein zufällig auf eine Mine geraten, ist die englische Seetüchtigkeit, die es nicht zuläßt, daß ein englisches Kriegsfahrzeug, ein Teil der von Gott gewollten englischen Weltherrschaft, von den nichtsnutzigen und so herzlich unbedeutenden Germans, die doch nur Huns sind, torpediert werden könnte. Der Beweggrund, daß umgekehrt alle Handelsschiffe, die ja als solche immer unbewaffnet sind, immer von eben diesen Huns torpediert werden, ist der gute Eindruck bei den Neutralen. Ein in Verlust geratener neutraler Seedampfer ist grundsätzlich immer von einem deutschen U-Boot torpediert worden, und wenn er am Kap Horn oder in Kamtschatka verlorengegangen wäre, was Gott sei Dank noch nicht vorgekommen ist. Daß englische Handelsdampfer von U-Booten torpediert werden, leugnen die Lumen ja selbst nicht. Also! Und wie bei den gottverfluchten Zeppelinangriffen immer nur ein Greis, eine eben so alte Frau oder ein am besten noch gar nicht geborener Säugling seinen Tod findet, militärischer Schaden aber an Küstenbatterien, Eisenbahnen, Geschoßfabriken u. dergl. grundsätzlich nie angerichtet wird, so findet auch bei jeder Todesfahrt (bitte: Torpedierung durch ein deutsches U-Boot!) eines natürlich unbewaffneten Handelsdampfers wenigstens ein, aber besser noch eine ganze Anzahl harmloser Schutzamerikaner den Tod. Bei Munitionsdampfern ist ein solcher Tod zur spätern größeren Sicherung englischer Munitionsladungen geradezu unerläßlich.

Völker ohne Brot.

Daß es Völker gibt, die ganz ohne Brot leben, wird man nicht für möglich halten oder doch vielleicht glauben, daß solche Völker in Afrika oder Asien liegen. Aber schon wenige Meilen von Wien entfernt, in den Bergen der Obersteiermark kennt man in vielen ländlichen Haushaltungen das Brot nicht. Aus dem Mehl des Heiden — so nennt man dort den Buchweizen — bereitet man den Sterz, eine Art Brei, der, bald fester, bald weicher bereitet, mit F